



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γ.: Die politische Stimmung in Schwaben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die politische Stimmung in Schwaben.

14. Juli.

Die jüngsten Erlebnisse waren angethan zu interessanten Beobachtungen über die Wandelbarkeit der Stimmungen im Volk, über die unerbittliche Zerreißung der Phrase an den Thatsachen, über die Mythenbildung, über die Moral und Wahrheitliebe gewisser Parteien. Vielleicht wäre in unsrer Landschaft zu solchen Studien nicht nur reichliche Gelegenheit, auch am meisten Muße gewesen. Von Anfang durfte man gewiß sein, daß das Kriegstheater nur unter höchst abnormen Verhältnissen sich an die Nebengelände des Neckars verirren werde. Wir befanden uns vor dem Ausbruch des Kriegs beinahe in jener behaglichen Stimmung, wie sie beim Herannahen eines Gewitters ein schützendes Obdach, bei einem Straßentumult das Bewußtsein angenehmer Entfernung erweckt. Blieben wir auch von den Störungen des Verkehrs und des Geschäftslebens nicht verschont, waren in einem Lande, das sich im Besitz so vielen vom östreichischen Staat bedruckten Papiers weiß, Beängstigung und Verluste empfindlich genug,*) so war man doch sicher, daß unsre Fluren nicht von feindlichen Heeren zerstampft, keine Dörfer eingäschert, den Städten nicht drückende Requisitionen auferlegt würden. Nur eine kriegerische Unternehmung fiel in den Bereich unsrer Marken: die Eroberung von Hohenzollern und diese erschien mit Recht als ein harmloser Spaziergang, der denn auch ohne alle Fährlichkeit zur großen Selbstbefriedigung des schwäbischen Volks und mit reichlichem Aufwand von schwarzrothgoldenen Fahnen in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni ausgeführt wurde, aber freilich kein anderes Resultat hatte als eine gründliche Enttäuschung durch die einmüthige Stimmung in den hohenzollernschen Landen.

Ohne Zweifel ist manches Unerfreuliche, was in diesen Wochen in Schwaben vorging, auf Rechnung dieses behaglichen Gefühls einer gedeckten Lage zu schreiben. Schwerlich hätte sonst die Phrase hier hartnäckiger als anderswo das Feld behauptet. Schwerlich hätte man sich in eine solche Täuschung über das Verhältniß der Kräfte festgerannt und so ungestüm zum Kriege gedrängt. Wenn je ein Fähnlein fremder Contingente den Weg durch unsre ruhige Stadt nahm, wie jene czechischen Brüder, als sie Rastatt verließen, oder die Sachsen-Weimaraner und Lippe-Schaumburg-Bückeburger, die theils nach Rastatt theils nach Ulm gingen, waren sie nur Gegenstand gaffender Neugierde, und kaum erinnerte

*) Auch in der Staatskasse sind die Ausfälle empfindlich. Sie betragen gegenwärtig monatlich $\frac{1}{2}$ Million. Der Ertrag der Eisenbahnen ist allein um 2—300,000 Fl. monatlich zurückgegangen, so daß sie kaum noch die Betriebskosten decken.

man sich, daß diese flüchtigen Besuche Folge eines Kriegszustandes seien, für den die Schuld zum Theil uns selber traf. Nur mit den ausgehobenen Hohenzollern, die seiner Zeit durch das Land marschirten, machte man eine Ausnahme. Wenn auch nicht feurigen Wein und Cigarren, so gab man ihnen doch feurige Verwünschungen auf Bismarck mit auf den Weg, und es bedurfte zuweilen des ganzen Tactes der begleitenden preußischen Offiziere, um sich durch die Zudringlichkeiten einer aufgeregten Menge durchzuschlagen.

Weit vom Schusse ließ sich die heroische Phrase: den Friedensbrecher niederzuwerfen, gemüthlich tausendfach wiederholen und variiren. Selbst die Regierung war vielleicht, die Kammer gewiß bei ihren kriegerischen Entschlüssen von dem geheimen Gedanken beeinflusst, daß der Krieg, wenn er nicht durch eine berliner Revolution verhindert würde, wie man in hohen Kreisen hoffte, weit weg, dahinten in Schlessien seine Schrecknisse entfalten werde. In der That wies die Rässigkeit, mit welcher die Rüstungen hier und in den andern bundes-treuen Staaten betrieben wurden, während man gleichzeitig vor Begierde zu brennen schien, am Krieg theilzunehmen, darauf hin, daß man entfernt nicht daran dachte, schon im ersten Theil des Dramas mit in die Action gezogen zu werden. Ohne Zweifel war die Absicht die, nachdem Oestreich die ersten Schläge in Böhmen-Schlessien geführt — die ja nicht anders als vernichtend für Preußen ausfallen konnten, vollends viribus unitis über den hingestreckten Friedensbrecher herzufallen.

Die unerwartet raschen Stöße, welche Preußen auf Sachsen und Hannover führte, und noch mehr die Gefahr, welche gleichzeitig der Bundesstadt von Wehlar her zu drohen schien, durchkreuzten diesen gemüthlichen Feldzugsplan. Mit einem Mal erschien die Gefahr nahe gerückt. Die Thatkraft, welche Preußen anstatt der so oft verhöhnten Entschlußlosigkeit entwickelte, machte den lebhaftesten Eindruck. Die Bewegung wuchs, als am Abend des 16. Juni Telegramme über Telegramme aus Darmstadt eintrafen, die um schleunigsten Succurs für die bedrohte Bundesstadt baten. Bald erfuhr man, daß noch in der Nacht eine erste Abtheilung Würtemberger nach Frankfurt entsendet werde. Zwar nicht „zusammengerassete Milizen“, wie die Norddeutsche Allgemeine freundlich bemerkte, aber allerdings in wenig streitfähiger Verfassung zogen diese ersten Bundesstruppen ab; kaum das Nothwendigste war ihnen mitgegeben, von einem Verpflegungs- oder Sanitätstrain noch keine Spur. Es war bald kein Geheimniß in der Stadt, in welchem Zustand die Truppen ausgezogen waren. Der Gedanke durchzuckte die Bevölkerung: wie, wenn die Truppen in solcher Verfassung ins Gefecht kämen? Und kaum war der Gedanke entstanden, so wurde ein Gerücht daraus. Man wollte wissen, gleich bei der Ankunft seien sie ins Treffen gekommen. Frankfurt, hieß es, sei bereits von den Preußen besetzt. „In drei Tagen stehen sie in Stuttgart“, rief einer dem andern auf

der Straße zu. Eine unbeschreibliche Panik herrschte den ganzen Tag über in der Stadt. Die Straßen wurden nicht leer von Ab- und Zuströmenden, die Zeitungsexpeditionen waren von Harrenden umwozt, es war ein beständiges Gehen und Rennen, eine unglaubliche Mähr drängte die andere. Die Beschränkung des Bahnverkehrs, der für die fortbauernden Truppentransporte reservirt wurde, die militärische Absperrung des Bahnhofes, die durchstreifenden Patrouillen vollendeten den beängstigenden Eindruck, daß eine Katastrophe bevorstehe. Dies war der denkwürdige Tag, an welchem einige Marschbewegungen der Preußen drei Throne aufrollten, die Börsenstadt erschütterten und einen Schrecken verbreiteten, dessen letzte Schwingungen am Neesenbach noch sehr empfindlich verspürt wurden.

So war man denn auch hier einen Augenblick vom Ernst der Lage berührt. Aber einen Augenblick. Schon am folgenden Tag hatte sich der Schrecken gelegt. Mit vergnügten Gesichtern sagte man sich: die Preußen schießen nicht so schnell. Frankfurt war nicht unmittelbar bedroht. Man hatte alle Muße, inzwischen für die feldmäßige Ausrüstung der Truppen zu sorgen. In einem Lager bei Aldingen versammelt, sollten sie, gegen 20.000 Mann, in 14 Tagen in Frankfurt sein. Auch die verdächtigen Nachbarn zur Rechten und zur Linken waren endlich „zur bundestreuen Haltung zurückgekehrt“. Die Badener rückten „allmählig in Eilmärschen“ vor, unaufhaltsam wälzte sich das bayrische Heer gen Norden. Eine gewaltige Armee sollte sich am Main unter dem Befehl des Prinzen Alexander von Hessen bilden. Besondere Beruhigung gewährte es, als verlautete, daß auch ein beträchtliches östreichisches Corps zu den Bundestruppen stoßen werde. Man sprach erst von 50.000, dann von 60.000, bald von 100.000 Mann, die binnen kurzem die Mainlinie decken und dem ländergierigen Treiben Preußens Halt gebieten würden. Und bald wurden die Ziele höher gesteckt: Kurhessen, Hannover mußte wieder erobert werden, die Kühneren verlangten Eroberung der Rheinprovinz.

Inzwischen wurde in der Presse ein giftiges Kleinf Feuer gegen Preußen und die nationale Partei unterhalten. Was größere und kleinere Blätter in Süddeutschland hierin leisteten, gehört zu dem Erstaunlichsten in der Geschichte dieser Tage, in denen buchstäblich alles auf den Kopf gestellt schien. Roggenbach war Verräther, Bluntschli Verräther, Treitschke Verräther, die Bennigsen, die Miquel, die Decker, sie alle Verräther. Dagegen erhob das Parteitreiben Figuren auf das Piedestal der Volksgunst, welche bisher in unbegreiflicher Verblendung, von den Gothaern verleitet, das Volk in ganz anderem Lichte erblickt hatte, vor allem die königliche Hoheit, die von rohen Händen aus Wilhelmshöhe nach Stettin der Cholera entgegengeschleppt wurde, und deren mannhafte, würdevolle Haltung, deren edles Martyrium für die Sache des Rechts nicht eindringlich genug gelobt und hervorgehoben werden konnte. Der Philister, von

unmittelbarer Gefahr befreit, konnte ungestört seine Verwünschungen auf den Friedensbrecher fortsetzen, die Volkspartei gründete Vereine, die neue Vereine gebaren, noch hörten die Resolutionen für Parlament und Centralgewalt nicht auf, täglich wurde allgemeine Volksbewaffnung, ab und zu auch Beseitigung des volksfeindlichen Ministeriums verlangt. In den öffentlichen Gärten wurde der Radeklymarsch gespielt, im Familienkreis Charpie gezupft, und bald eröffnete sich für die Frauen und Jungfrauen eine noch patriotischere Thätigkeit. Ein schwäbisches Blatt hatte angeregt, als Zeichen des Bundeskriegs gegen die Rebellen — der Vergleich der Preußen mit den Rebellen der nordamerikanischen Union wurde jetzt ausnehmend beliebt — die schwarzrothgoldenen Farben zu entrollen. Der Gedanke zündete. In Frankfurt setzte es der Senator Bernus, der Medicäer des Reformvereins, durch, daß über den Reliquien des alten Bunds in der eschenheimer Gasse ein dreifarbiges Fähnlein aufgesteckt wurde. Für den Prinzen Alexander verband sich damit noch ein praktischer Zweck; er erhielt damit ein Erkennungszeichen für die zusammengewürfelte Reichsarmee, von der ein Theil die den Schwaben verdächtige Pickelhaube trug. So ordnete denn der Prinz an, daß die unter ihm stehenden Truppen eine schwarzrothgoldene Armbinde trügen, zu deren Anschaffung ein Aufruf an die Frauen und Jungfrauen erging. Jetzt war es ja kein Zweifel mehr, auf welcher Seite Deutschland war. Selbst zu den preussischen Soldaten versah man sich einer absonderlichen Wirkung von dieser frivolen Spielerei. Freilich nur das achte Armee-corps wurde dieser Auszeichnung theilhaftig. Allein grade so entsprach es ja der fixen Idee, daß die südwestdeutschen Staaten, welche dieses Contingent stellen, das eigentliche Deutschland seien, die rein Deutschen, deutscher als alle anderen, die Teutschesten der Teutschen, um mit dem königlichen Sänger zu reden.

Unterdessen waren die Dinge im Osten nicht ganz nach Wunsch verlaufen. Die Wahrheit zu sagen, hatte schon das k. k. Kriegsmanifest die Freunde Oesterreichs verstimmt. Auf dieses Ignoriren Deutschlands, das man doch zum Bundesgenossen warb, war man nicht gefaßt. Nichts von Bundesreform, von Parlament, nicht einmal vom Delegirtenproject. Man wäre mit Wenigem zufriedener gewesen; mit einer billigen Versprechung hätte sich Parade machen lassen, aber gar nichts war allzu wenig. Freilich lange konnte man sich bei derlei Kleinigkeiten nicht aufhalten. Deutschland ist doch unter den schwarzgelben Fahnen, leitartikelfelten radicale Blätter, deren noch lebende Gründer einst unter dem metternichschen Druck gelitten, dann lange Jahre rühmlich der freisinnigen Meinung des Landes zum Organ gedient hatten, und jetzt die Rettung Deutschlands, seine Macht und Einheit vom Kampfe für das Haus Habsburg erwarteten.

Bedenklicher war der Anfang des Krieges selbst. Wie die Preisgebung

Holsteins, so machte die Preisgebung Dresdens den übelsten Eindruck. Wie reimte sich solcher Anfang mit dem Charakter des Oberbefehlshaber z., wie er in der Phantasie des Volks lebte? Was war aus jenem Plan geworden, von dem man einst geflüstert hatte, daß unter Gablenz Befehl die Hannoveraner und die neuauszuhebenden Holsteiner an der unteren Elbe sich sammeln und den Preußen in den Rücken fallen sollten? Und was konnte die Ursache sein, daß man den Feind ungestört in die wichtigen Positionen Sachsens rücken ließ? Indessen auch hierfür wußte man Trost und Beruhigung. Es konnte ja kein Zweifel aufkommen, daß der Sache des „Rechts“ der Sieg verbleiben werde, kein Zweifel, daß die vom Wind aufgeblasene schwindelhafte preußische Macht an den kriegsgeübten Heeren des Kaiserstaats zerschellen werde. Wenn man die Preußen über die Engpässe des Erz- und Riesengebirges hereinbrechen ließ, — also wurden die Unmuthigen beschwichtigt — so geschah es ja nur, um sie in eine Falle zu locken, in der sie um so sicherer vernichtet werden mußten. Benedek war jetzt nicht mehr der kühne Haudegen, der in vierzehn Tagen nach Berlin marschirte, er war der fluge Fabius Cunctator, man raunte sich Wunder in die Ohren von dem tief sinnigen strategischen Geheimniß, das nun stündlich sich offenbaren müsse. Die radicale Phantasie weidete sich an dem Bild vom böhmischen Mörser, in welchem demnächst die preußischen Armeen zerstampft würden.

Und nun traf ja wirklich, sobald die Truppencorps sich aneinander maßen, Siegesbotschaft über Siegesbotschaft ein. Vom Anfang jener Gefechte an bis zum 1. Juli wurde Süddeutschland mit lauter Siegesnachrichten gefüttert. Dazwischen immer wieder von Wien aus die scheinheilige Verwunderung über die „Eigenthümlichkeit“ der österreichischen Schlachtberichte, die „im höchsten Grad schlicht und einfach“, noch gar unter der Wirklichkeit blieben, und gleichzeitig große moralische Entrüstung über die schamlosen Lügen der preußischen Bulletins. Die Ehrlichkeit gipfelte in den Schauerberichten von den räuberischen Excessen der preußischen Horden in Feindesland, von ihren Zwangsausbeutungen u. s. w., Lügen, die heute dementirt, morgen mit Regelmäßigkeit wiederkehrten, grade wie die haarsträubenden Märchen vom Verkauf des linken Rheinufers an Frankreich.

Wer etwa mit dem Finger auf der Karte zu jenen Siegesberichten den Kopf schüttelte, war Verräther. Sieg! Sieg! überschrieben die Radicale ihre Leitartikel. Extrablätter verkündeten täglich die frohe Kunde; jubelnd wurden sie in die Hand der Soldaten gedrückt, die ins Feld zogen, mit Hohn in die Hand der Beamten, die, aus Hohenzollern vertrieben, den Stuttgarter Bahnhof passirten. In jenen Tagen war es, daß in dem f. Hofgut Manzell am Bodensee eine hohe Frau bei einem Besuch am 30. Juni „in besonders heiterer Stimmung“ dem Prachtexemplar des Stalles den Namen „Rub

von Nachod“ zu verleihen geruhte, zum Andenken an den herrlichen Sieg der Oestreicher!

Soll nun die Feder schildern, wie die Wahrheit, als sie nicht länger zu verschweigen war, zermalmend daherkam, unbarmherzig die Illusionen zerstörte, und Schlag auf Schlag, die eine immer schlimmer, die Botschaften sich drängten? Den tiefsten Eindruck machte vor allem das Schicksal der armen Hannoveraner, das lange für unglaublich gehalten und abgeleugnet, endlich Gewißheit war. Die Hannoveraner, die wie Peter Schlemils Schatten verloren gegangen waren und in den thüringischen Wäldern gesucht wurden — oder vielmehr nicht gesucht wurden. Denn das war ja kein Zweifel, daß hier der schönste Verrath mit im Spiele war. Jetzt erinnerte man sich wieder, welche zweideutige Rolle Bayern überhaupt gespielt, wie es beim Köder des bismarckschen Reformentwurfs geschwankt hatte, am Hof die Sympathien für Preußen nie ganz erloschen waren. Hieß es nicht immer, die bayerischen Truppen ziehen nordwärts, und nun waren sie doch nirgends, wo man sie brauchte. Wozu war General v. d. Tann im benedek'schen Hauptquartier erschienen? Doch nur, um den österreichischen Kriegsplan an Preußen zu verrathen. Man nannte die Summen, für welche die bayerischen Staatsmänner erkaufte seien. Also Verrath mitten im bundestreuen Lager! Entrüstet wies man die Gegenklage der Bayern zurück, daß das achte Armeecorps vielmehr die Schuld am Unglück der Hannoveraner trage, weil seine mangelhafte Kriegsrüstung den Bayern nicht gestattet habe, sich vorzuwagen. Es begann nun überhaupt jenes erbauliche System gegenseitiger Verdächtigungen, jene Fluth von Gerüchten, die das Mißtrauen erzeugte, jene Beschuldigungen von Abfall und Verrath, von welchen die Annalen des Feldzugs der Reichsarmee so ungleich mehr zu erzählen wissen als von kriegerischen Thaten, und von welchen freilich niemand überrascht sein konnte, der sich die Eigenthümlichkeiten einer Bundesarmee mit drei- bis vierfachen Oberbefehl vergegenwärtigte.

Und nun traf gleich darauf die Kunde von den entscheidenden Schlägen in Böhmen und vom Eintritt der diplomatischen Action ein. Unbeschreiblich ist die erschütternde Wirkung, welche diese Nachrichten hier hervorbrachten, wo man am wenigsten auf sie gefaßt war und auf die Macht Oestreichs vielleicht fester baute als in Oestreich selbst. Eben noch vom stolzen Bewußtsein der Einmüthigkeit getragen war die öffentliche Meinung plötzlich in ein Chaos streitender Empfindungen aufgelöst. Am raschesten faßte sich das Organ der württembergischen Staatsregierung, das, nachdem erst die Anstandsthräne über den Einsturz des bisherigen Stützpunkts zerdrückt, kaltblütig von Ost nach West sich drehte und durch den Mund J. Fröbels verkündete, daß durch die bevorstehende Einwirkung Frankreichs die Interessen Deutschlands anstatt bedroht, vielmehr in erfreulicher Weise würden gefördert werden. Aufrichtiger Ingrim

sprach aus den Wuthergüssen der Klerikalen; es fehlte nicht an vereinzelt Stimmen, die das Aufgebot des Landsturms verlangten, um Preußen niederzuwerfen, auch das „lieber französisch als preussisch“ wagte sich häufiger vor als bisher. Ganz das Concept verloren hatte der „Beobachter“, der am ersten Tage Fluch über das verrottete Kaiserthum, das entehrte Oestreich, diese Ruine des Mittelalters, rief, bei dem aber doch bald wieder der Haß gegen Preußen überwog, den es nun um so rühriger anzufeuern galt, je bedrohlicher das Preußenthum durch seine Erfolge für ganz Deutschland geworden war und je tieferen Eindruck diese Erfolge auch in Schwaben hervorgebracht hatten. Denn dies war vor allem unverkennbar: bei dem weitaus größten Theil der Bevölkerung hatte die Stimmung plötzlich und entschieden umgeschlagen, ich will nicht sagen zu Gunsten Preußens, wohl aber zu Ungunsten Oestreichs. Davon mochte allerdings ein Theil auf die Charakterlosigkeit der Menge kommen, die einzig vom Erfolg sich bestimmen läßt. Aber es zeigte sich doch zugleich, daß die Schwärmerei für Oestreich und das Bundesrecht zum großen Theil künstlich gemacht und lange nicht so tief in der Bevölkerung gewurzelt war, als es den Anschein hatte. Man mußte sich vor allem sagen, daß man die Macht Preußens verkannt, diejenige Oestreichs überschätzt hatte. War aber Oestreich die Macht nicht, für die man es gehalten hatte — dies war der nächste Gedanke — so kam ihm auch der deutsche Beruf nicht zu, den es bisher beanspruchte: die deutsche Zukunft kann nicht an einen Staat gebunden sein, dessen verrottete Zustände jetzt selbst von der erst noch so übermüthigen wiener Presse in einen wenig schmeichelhaften Vergleich mit dem jugendkräftig und selbstbewußt emporstrebenden preussischen Staat gesetzt wurden. So vollständig war der Umschlag, daß solche, die gestern noch fanatische Fürsprecher Oestreichs gewesen waren, heute in entrüstete Anklagen gegen dasselbe Oestreich ausbrachen, das über seine Machtverhältnisse die Bundesgenossen schmähtlich hintergangen habe. Wäre am Tag nach Königgrätz Austria durch die Straßen Stuttgarts gewandelt und hätte die Gespräche derer belauscht, die eben noch den Klängen des Radetzky-Marsches zugejubelt hatten, sie hätte trauernd ihr Haupt verhüllt.

Und nun erinnerte man sich zunächst unserer armen Soldaten im Feld, die, ohne Lorbeeren zu pflücken, in der Umgegend von Frankfurt hin- und hergeschoben wurden und vielleicht bald einem Feind gegenüberstanden, der am östreichischen Heer seine Ueberlegenheit erprobt hatte. Nicht daß man an ihrer Bravour gezweifelt hätte oder eine Sache darum, weil sie unglücklich gewesen, verlassen wollte. Aber wenn schon alle Berichte von den Kreuz- und Quermärschen, von der Verpflegung unserer Truppen, dann von der wachsenden Verwirrung im Hauptquartier nichts weniger als ermutigend lauteten, so fragte man sich jetzt: wozu noch neue Hekatomben, wenn doch die Entscheidung nicht auf diesem Kriegsschauplatz erfolgen kann, wenn doch selbst glänzende Erfolge

nichts zu bedeuten hätten nach den zerschmetternden Ereignissen in Oestreich. Der Wunsch nach Einstellung der Feindseligkeiten wurde allgemein, wenn man auch mit öffentlicher Kundgebung zurückhielt. Man wußte, daß der König selbst dem Frieden geneigt war, so gut wie die Regenten von Baden und Bayern. Gerüchte, die vom Wunsch eingegeben waren, sprachen von eingeleiteten Verhandlungen mit Preußen, sie zerslossen wieder, bald folgten andere — von Verhandlungen mit Paris.

Und dies gab vollends den Entscheid, die drohende Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten vollendete den Umschlag der öffentlichen Meinung. Hatte schon der plötzliche Schritt des Kaisers Franz Joseph das Meiste gethan, um die Gemüther von Oestreich abzuwenden, so gab die näher rückende Gefahr eines Schiedsrichteramts Napoleons in der deutschen Frage endlich den Muth offen auszusprechen, was allen auf dem Herzen lag. Man fühlte wohl, daß man in Süddeutschland ganz besondere Ursache hatte, gegen jene Einmischung zu protestiren. Louis Napoleons Programm war der Rheinbund, und eine Verwirklichung dieses Programms war um so eher zu befürchten, als nicht nur einheimische Parteien, wenn auch zum Theil nicht mit Willen, dieser Lösung in die Hände arbeiteten, sondern auch Graf Bismarck durch den Einspruch der neutralen Mächte sich bewegen lassen konnte, die Reorganisation Deutschlands auf den Norden bis zum Main zu beschränken, Süddeutschland dem selbstgewollten Schicksal überlassend. Dieser neuen Lage gegenüber galt es einen Meinungsausdruck des schwäbischen Volks. Die Richtung war von selbst gegeben: wir mußten den Wunsch aussprechen, baldmöglichst in eine Lage gebracht zu werden, wo wir mit Preußen, dem Gegner von gestern, gemeinsam die fremde Einmischung zurückweisen konnten, es galt vor allem den Protest gegen eine deutsche Verfassung, welche vom Norden uns trennend uns das Loos eines französischen Vasallenthums bereitete. Dies waren die leitenden Gedanken der Männer, welche in Stuttgart zu der öffentlichen Versammlung am 12. Juli einluden. Man kennt die angenommenen Resolutionen aus den Zeitungen: sie waren gerichtet gegen fremde Einmischung in die deutsche Frage, gegen Abtretung deutschen Gebiets, gegen einen Rheinbund, gegen die politische Trennung von Nord- und Süddeutschland; der heftige, zum Theil tumultuarische Widerspruch, den die Volkspartei mit ihrem gemischten Anhang in der Versammlung erhob, machte die Kundgebung noch gewichtiger, als sie es durch ihren Inhalt war. Ausgegangen weniger von einer politischen Partei, als von einem Kreis notabler Bürger, war die überaus zahlreich besuchte Versammlung ein Symptom, daß sich die Dinge bei uns zum Besseren wenden und daß das, was als Stimmung weit verbreitet ist, sich auch zu organisiren bemüht. Aber auch darüber konnte man sich an jenem Abend nicht täuschen, daß die Phrase noch immer eine Macht in Schwaben ist,

und daß die trüben Elemente, welche zu einer Trennung Süddeutschlands vom Norden mehr oder minder freudig die hilfreiche Hand bieten würden, noch immer in bedauerlicher Stärke vorhanden sind.

Eine Mahnung von der bairischen Grenze.

Dem wunderbaren Feldzug, der in wenig Tagen die Macht Oesterreichs in ihren Grundvesten erschüttert hat, schauten wir athemlos zu, und die Situation wechselte so rapid, daß jede Betrachtung weit hinter den Ereignissen zurückbleiben mußte. Der letzte habsburgische Schachzug aber hat ebenso gewaltig, als die Erfolge der Heere, die deutschen Staaten erschüttert, ihre Stellung zur deutschen Frage verändert.

Oesterreich hatte Venetien an Frankreich abgetreten, um den Rest seiner Kraft im Norden verwenden zu können, das preussisch-italienische Bündniß zu sprengen und Frankreich wo möglich in eine ihm günstige Action zu ziehen. Der Erfolg wird nach unsrer Meinung den Wünschen wenig entsprechen, doch richtet sich angesichts dieser Ereignisse unser Interesse vorerst auf einen andern Punkt.

Darauf nämlich, ob Verstand und Scham bei ehrlichen Liberalen Bayerns so völlig im Haß gegen Preußen untergegangen sind, daß über das widerwärtige Spiel der Hofburg nur einzelne Worte des Zorns laut werden. Daß die Beusts und Dalwigks zu dem venetianischen Geschäft vergnügte Gesichter machen, ist selbstverständlich; aber wer, der sich freier Gesinnung rühmt, konnte anders als mit Widerwillen diesem Gebahren zuschauen. Wir schweigen von der nationalen Seite der Sache: wir wenigstens haben uns von Oesterreichs „deutschem Veruf“ stets dessen versehen und sind nicht überrascht, wenn es außersucht, das Ausland in unsere Kämpfe hineinzuzerren; die erregten Gemüther in Süddeutschland aber sind unkritisch genug, daß sie meinen werden, Bismarck habe durch Abschluß der italienischen Allianz gleichen Fehls sich schuldig gemacht, oder sie äußern wohl gar, Oesterreich habe nur gethan, was Bismarck gethan — hätte. Mit dergleichen Begrifföverwirrungen zu rechten liegt uns fern; wir wollen nicht bekehren, nicht fruchtlos zu überzeugen versuchen, — von all diesen Streitpunkten absehend richten wir an freigeistige Männer die eine